

# Und dann war da noch...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **115 (1989)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# PICASSO

## UND DIE

## VERMARKTUNG

VON FRANK FELDMAN

«Jawohl, die Kunst geht nach Hummer-Mayonnaise und nicht nach Brot. Hier ist der Teufel los, seitdem die Nachricht durchgekommen ist, dass mein Bild (Harlequin et Jeune Acrobate) für über 60 Millionen Mark den Besitzer gewechselt hat. Edouard Manet, dieser leicht erregbare Dandy, war so erbost darüber, dass er mich zu einem Duell aufforderte. Ich beschwichtigte ihn mit dem Hinweis ... hören Sie mir überhaupt zu, Goya? Dass sich Ihre Taubheit selbst hier im Jenseits nicht gebessert hat!»

Francisco Goya machte eine Leichenbittermiene. «Ich bin doch gezwungen, Ihnen zuzuhören. Jeder hier muss Ihnen zuhören.»

«Also, ich sagte Manet, dass man den Menschen nicht ihren unterentwickelten Kunstverstand verübeln dürfe. Aber Manet erinnerte mich daran, wie der Skandal aufgeschäumt habe, als er sein (Frühstück im Grünen) 1863 der Öffentlichkeit vorstellte, und wie sich die Leute und nicht zuletzt auch die Kunstkritiker über seine nackte (Olympia) empört hatten!

Ich brauche gerade Ihnen das nicht zu sagen, Goya, aber die Kunst, so belehrte ich

Manet, und alles was mit ihr zusammenhängt, ist wie der Krieg – eine widernatürliche Ausschweifung. Ja», meinte er trocken, «auch das Geld, das man inzwischen für die Werke eines Künstlers bezahlt, aber tot muss er sein, mausetot, dann gibt es einen Karneval der Auktionen.»

Sagen Sie das nicht, Manet, erinnerte ich ihn, ich habe noch zu Lebzeiten zwei Appartementhäuser kaufen können.»

### *Picassos Süffisanz war unüberhörbar.*

«Ja Sie», rief Gauguin mit seinem galligen Temperament, «ich musste meine Bilder versteigern lassen. Ich wollte nach Tahiti. Ich brauchte Geld.»

«Hat Ihnen Paris nicht gereicht?» Picassos Süffisanz war unüberhörbar. «Sie hatten doch 13 000 Francs geerbt, damit liesse sich doch leben.»

Gauguin wischte den Einwand beiseite: «Ich wollte nicht länger in diesem verfaulenden Westen bleiben, erhoffte mir eine künstlerische Wiedergeburt aus der Erde der Primitivkulturen des Pazifiks.»

«Sagen Sie lieber, die drallen Weiber ha-

ben Sie angelockt», warf Leonardo da Vinci dazwischen.

«Es kann nicht jeder in den Armen eines Königs sterben.» Gauguin klang verbittert. Leonardo, ein Narziss von Geblüt, doch im Gespräch immer tolerant, meinte mild: «Es war nicht Franz I., sondern mein Schüler Melzi, der mir in meiner Todesstunde beistand.»

«Ich muss mich doch sehr wundern über das Abschweifen dieses Gesprächs», mischte sich Picasso jetzt massiv ein, «wir sprachen doch über die Masslosigkeit der Menschen, sich unsere Werke anzueignen, sobald wir abgetreten sind. Als ob mit dieser Gier nach Vereinnahmung auch das Genie mitverzehrt werden soll. Eine Spätform des Kanibalismus ...»

«Zu meiner Zeit liess man Künstler wie Pissaro noch gern am Hungertuch nagen», engagierte sich unvermittelt Auguste Renoir an der Gesprächsrunde, «für meine Bilder wie (Die Loge) bekam ich 400 Francs.»

«Auf die richtige Vermarktung kommt es eben an», belehrte ihn der in Finanzdingen mit allen Wassern gewaschene Picasso. «Wer heutzutage eines meiner Bilder erwirbt und dafür soviel bezahlt wie für eine Hochseejacht, nein: zwei Hochsee-

**Und dann war da noch ...**  
... der junge Mann, der die gewünschte Lehrstelle beim Farbenhändler nicht bekam.  
Er war noch zu grün. *am*

**Übrigens ...**  
... mit dem dauernden Bezahlen verplempert man das ganze Geld. *am*